

Mark J. Elson: Macedonian Verbal Morphology. A Structural Analysis. Columbus/Ohio: Slavica Publishers 1989. pp. 147.

In seinem **Vorwort** (pp. 9–10) klärt der Autor die Untersuchungsziele seiner Arbeit, vor allem aber das, was sie nicht sein will: eine Einführung in das sprachliche Material, keine Grammatik also. Seine Interessen liegen stattdessen im Bereich der “theoretischen Morphologie”, der “Erklärungsadäquatheit” und der Frage, inwieweit die Diachronie als “Evidenz für synchrone Strukturen” herangezogen werden könne, wobei dem vorgelegten Beschreibungssystem eine “psychologische Realität” zukomme. Wer bei solchen Stichworten meint, sie schon vor geraumer Zeit gehört zu haben, hat durchaus Recht: gleich im ersten Satz erläutert der Autor, daß er mit diesem Buch eine 10 Jahre alte Studie veröffentliche. Diese Tatsache wäre als solche nicht verwerflich, wenn die Arbeit aufgrund von Thema oder Ansatz bemerkenswert wäre, wird hier aber doch problematisch, da die Arbeit ja gerade ein Beitrag zur Methodologie sein will. Da wäre es geboten gewesen, doch wenigstens die Grundzüge der einschlägigen linguistischen Diskussion der letzten 10 Jahre und etwaige Ergebnisse in die Studie einzuarbeiten – nichts davon in der vorliegenden Arbeit, nicht einmal in Form von Literaturhinweisen. Als Beispiel mag die Tatsache dienen, daß der Autor mit/gegen NIDA, BLOOMFIELD und frühe GTG argumentiert, als wäre diese Literatur heute der Stand der Dinge (vgl. etwa 28f.).

In **Kapitel 1** (“Preliminaries”, 11–35) werden – erfreulicherweise – alle vom Autor gebrauchten Begriffe genannt und erläutert. Merkwürdig nur, daß die Diskussion zum guten Teil an polnischem Material geführt wird! Zu den üblichen grammatischen Kürzeln (“sg.”) kommt eine ganze Reihe von unüblichen (“Pe.” = Person) und idiosynkratischen (“X” = taxis indicator) hinzu, die die Lektüre eher erschweren, statt sie von Ballast zu befreien, was ihre eigentliche Aufgabe wäre.

Kapitel 2 (“Verbal Morphology”, 36–91) beinhaltet die Beschreibung der strukturellen Verhältnisse im vom Autor untersuchten Korpus (einem Lexikon). Die Verbstämme werden in bekannter Weise als nicht/präfigiert, nicht/abgeleitet, nicht/suffigiert aufgefaßt, die Verbformen einem von 12 empirischen Mustern zugeordnet, welche sich durch die Realisierung von neun grammatischen Kategorien in verschiedenen Kombinationen ergeben. Nach viel zu knappen Darlegungen zu diesem Thema (36–41) besteht der ganze Rest des Kapitels aus Beispielen, die die empirischen Realisationen belegen sollen. Dabei werden die Formen äußerst einfallslos und unnötig raumgreifend aufgelistet, die Struktur, die sie illustrieren, nur durch nichtssagende Kürzel angezeigt. Das Material wirkt, als ob es dem privaten Zettelkasten des Autors unverändert entnommen wäre; von einer irgendwie gearteten leser-freundlichen Aufbereitung findet sich keine Spur.

In **Kapitel 3** (“Discussion”, pp. 92–134) formuliert der Autor zahlreiche eigene “claims”, nichts anderes als Entscheidungen für oder gegen bestimmte morphologische Segmentierungen, die im Ton ontologischer Beweise vorgetragen werden. Einzig in diesem Kontext erfolgt auch eine ganz knappe Auseinandersetzung mit der Standardliteratur (LUNT, KONESKI, USIKOVA).

Kapitel 4 (“Conclusions”, pp. 135–144) beginnt mit einem Resümee der eigenen Ergebnisse im Vergleich zu den klassischen Analysen des Makedonischen: deren

deskriptive Erkenntnisse werden bestätigt. Zugleich legt der Autor einige wenig spektakuläre Punkte dar, in denen er über schon Bekanntes hinausgegangen zu sein glaubt. Die Qualität der Darlegungen veranschaulicht die abschließende Zusammenfassung: “In the absence of compatibility between form and functional meaning, form may be the source of grammatical meaning” (141).

Nach diesen Bemerkungen zum Inhalt sei auch eine formale Anmerkung erlaubt: Die vorliegende Arbeit wurde mit einem PC gestaltet und auf einem Laserprinter gedruckt. Bei den heutigen Möglichkeiten ist es jedoch nicht zu rechtfertigen, wenn aus Fußnoten Endnoten werden. Auch machen die technischen Möglichkeiten alleine aus einem Autor noch nicht gleich auch einen guten Layouter, was sich an diesem Buch besonders negativ zeigt, denn für die gewählte (relativ geringe) Zeilenhöhe ist die Grundschrift viel zu breit und groß. Dies ist nicht nur eine Frage der privaten Ästhetik, sondern widerspricht anerkannten Prinzipien, wie ein Text gestaltet sein sollte, um lesefreundlich zu sein: das Auge sträubt sich, dieses Buch zu lesen. Analoges gilt für die Gestaltung und Strukturierung der Beispiele (d.h. den Mangel an selbiger).

Dieses Unbehagen an der formalen Gestaltung findet sich durch den nicht recht auszumachenden inhaltlichen Gewinn bestätigt: ein überflüssiges, weil veraltetes, zudem ärgerliches Buch.

Universität Konstanz

Sebastian Kempgen